



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pariser Botschaften.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kenilworth und Theobalds aus. Im Jahr 1620 gab es in England schon drei Werke über die Gartenkunst, worunter sich das des berühmten Philosophen Bacon (Lord Verulam) auszeichnete und schon darum merkwürdig ist, weil darin die damalige unnatürliche Mode angegriffen, und größere Einfachheit und Nachahmung der Natur empfohlen wird. — In Frankreich that erst Heinrich IV. wieder etwas für Gärten. Er verschönerte die Anlagen von Saint-Germain, Fontainebleau und legte die Gärten der Tuileries, am Palast Luxemburg und Saint-Cloud an, wobei besonders der Gärtner Claude Mollet, (Erfinder der parterres à compartiments und Verfasser eines Werkes über Gartenkunst) thätig war. Auch unter Ludwig XIII. gewannen die Gärten sehr, namentlich in Bezug auf Drangerien. 1650 waren in Frankreich schon mehrere große Kupferwerke über Kunstgärten vorhanden. Unter den Privatgärten hatte der des Cardinal Richelieu in Ruell (mit einem künstlichen, Grotten enthaltenden Felsen von 50 Fuß Höhe und schönen Wasserkünsten) und der Garten des Grafen Liaucourt in Paris großen Ruf. Eine Eigenthümlichkeit der kleineren Gärten bildeten die Wandgemälde an den Mauern, welche die Fortsetzung des Gartens oder italienische Landschaften mit großen Bauwerken vorstellten. Auch eine Erinnerung an altrömische Sitte.

Bis hieher waren es römische Traditionen und der italienische Styl, welche in Europa herrschten.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Pariser Botschaften.

Bisher hatten wir wenigstens das Verdienst, auf beiden Seiten, links sowohl als rechts, den Mund auf dem rechten Flecke zu haben. Selbst unser bitterster Gegner konnte uns Beredsamkeit nicht absprechen. Die gestrige Verhandlung hat gezeigt, daß wir gut thun würden, in Zukunft auch in dieser Hinsicht bescheidener zu thun. Es scheint wie ein Zeichen der Zeit, daß unsre Redner es selbst fühlen, wie es im Grunde nur eine Ironie sei, zu reden und den Mund voll zu nehmen, während die That, vielleicht die blutige That, schon hinter unsrem Rücken lajert. Louis Bonaparte muß Reden halten, er muß Botschaften schreiben, weil er dafür bezahlt wird, aber er glaubt darum doch nicht an seine eigenen Aussprüche, und der Minister glaubt wieder ihm nicht. Was entschuldigte aber die Nationalversammlung, sich noch ferner zu diesem Kinderspiele herzugeben und den Badauds und emotionsfüchtigen politischen Flaneurs noch ferner zum Schauspiele zu dienen? Nichts, gar nichts, und es ist daher sehr begreiflich, daß die Paar

Redner, die gezwungen sind, die Tribune zu besteigen, ihre Aufgabe nur mit Widerwillen lösen. So geschah in der gestrigen Sitzung und so wird auch noch lange geschehen. Das Terrain, auf dem sich die gegenwärtige Discussion bewegt, ist auch ganz untermindert und giebt keinen festen Standpunkt. Die Majorität fühlt es fast schon, daß sie, falls es ihr mit der Reactionspolitik Ernst ist, auch bei Zeiten daran denken müßte, sich Napoleon's Wiedererwählung als ein pisaller aufzubewahren. Ihr Widerstand gegen die Regierung ist demnach nur eine Folge verletzter persönlicher kleinlicher Rücksichten, wie die sogenannte Ordnungspolitik überhaupt nie mehr gewesen, als eine Summe von getäuschten Erwartungen, persönlichen Eitelkeiten, versagten Hoffnungen, den närrischsten Besürchtungen, welche sich in Declamationen und politischen Acten auszudrücken suchten. Die Ordnungspartei als solche hat eigentlich gar nie existirt, sie ist wie die englische Guinee, nur eine fingirte Größe — die Wirklichkeit sind die einzelnen Schillinge der verschiedenen royalistischen und reactionären Fractionen. Auf dem Markte kann man nur mit letztern etwas ausrichten. Nur wer die individuellen, die Parteirücksichten gehörig zu behandeln und in seinen Combinationen gut zu gruppiren verstand, durfte darauf rechnen, die Royalisten als Gesamtheit der Einzelnen zu benützen. Die Rechte folgte also bei Verwerfung des Regierungsvorschlages über das allgemeine Stimmrecht nur der gereizten Stimme der tiefbeleidigten Siebzehn-Commission, der solidarischen Vaterschaft vom 31. Mai, aber nicht ihrem Interesse, noch prüfte sie, was der Würde der Nationalversammlung angemessen wäre. Die Linke war gleichfalls in einer solchen Stellung, auch ihr ist es nicht angenehm, daß Louis Bonaparte die Initiative dieser Maßregel ergriffen, weil sie beweist, daß er die Benefiz dieser populären Institution in Anspruch zu nehmen gedenke, ohne weiter auf die Ansichten der Republikaner eingehen zu wollen. Die Sprache der Message ist in dieser Beziehung ganz klar, und läßt keinen Zweifel bestehen. Louis Bonaparte's Hoffnung, daß ihm sein guter Wille für die That angerechnet werden dürfte, geht schon aus dem Umstande hervor, daß er seine Freunde nicht an den Verhandlungen in den Bureaus Theil nehmen ließ. Die Linke sah sich also in der Lage, Louis Bonaparte zu unterstützen, während sie wußte, daß dieser sie blos ausbeuten wollte. Nicht einmal der Präsident hat eine annehm- und eingestehbare Stellung. Er geht mit verschränkten Armen, wie sein Onkel, der große Napoleon, zwischen den Parteien herum, nähert sich in seiner verzeihlichen Zerstreuung in der Vertiefung seiner Gedanken bald dieser, bald jener, ohne auch nur bei einer einzigen zu verweilen. Denn Louis Bonaparte kennt nur eine Partei, der er mit Liebe anhängt, das ist die Partei seiner Wiedererwählung, die Partei des Staatsreiches. Würde er die Schwächen der verschiedenen Parteien im Lande zu benutzen verstanden haben, seine Wiedererwählung wäre gewiß; jetzt schwebt Frankreich zwischen einer Revo-

lution und einem Staatsstreich — so will es die Logik der Ereignisse; — wie der Zufall verhängen werde, dies ist eine andere Frage.

Nach dem so eben Gesagten wird es Niemand Wunder nehmen, daß die gefrige Sitzung unter allen Erwartungen geblieben, die man von ihr gehofft. Dort, wo keine Partei sich in ihren Elementen befindet, kann weder Herz noch Geist aufgehen. Wäre ich Mitglied der französischen Nationalversammlung gewesen, gestern würde ich von vorn herein auf Abstimmung angetragen haben. Es giebt freilich Leute, welche dem Präsidenten zutrauen, er werde sich von den Schlingen, in denen ihn seine Freunde von der Rechten, wie manche persönliche Freunde festzuhalten suchen, befreien, und mit dem Volke, mit dem Lande gehen, dem er seine Erhebung verdankt. Girardin glaubt zum Beispiel auch an diese Metamorphose — ich muß daran zweifeln, ich fürchte, es ist zu spät, es ist zu dunkel geworden, und Louis Bonaparte muß erst recht *entre chien et loup* regieren.

Im théâtre italien sieht es gar nicht dunkel aus, und auch nicht so unerquicklich, wie in der Nationalversammlung, denn daselbst giebt es nur eine Partei, nämlich die von Sofie Conveli. Sie hat alle Stimmen, obgleich sie mit ihrer eigenen ganz genug hätte. Wenn man diese weißbehaltene Eleganz männlicherseits und diese strahlenden Gräfinnen, Herzoginnen u. s. w. der Republik à 10 Franken betrachtet, man würde lächen, spräche man von der Möglichkeit einer Revolution. Das ist entzückt über ein seltenes C, als ob es sich um das Wort Republik in Napoleon's Munde handelte, das bäumt sich vor Wonne und Begeisterung unter einer tragischen Geberde der geliebten Allemande, als ob die Welt wirklich dadurch gerettet würde. Es fehlt zu diesem antirevolutionairen Schauspieler gar nichts, nicht einmal der philosophische Miller, der neue und alte Opern einstudiren läßt mit einer Ruhe, als ob er wirklich *asscurirt* wäre, sein Taktirstock könne über Nacht nicht in einen Ladestock umgewandelt werden oder in eine Nationalgardemuskete. Freilich *Fidelio*, *Don Juan*, *Figaro's Hochzeit* können Einen leicht auf Louis Napoleon und auf Persigny vergessen machen, und die Conveli ist ein schönes politisches Glaubensbekenntniß. Ueber ihre Leistungen will ich mich nach dem zweimaligen Auftreten noch nicht entschieden aussprechen, weil ich manches zu tadeln hätte, was vielleicht später als eine subjective Stimmung des Momentes sich herausstellen dürfte. Für den Augenblick genüge es nur zu wissen, daß sie eine große Sängerin ist. Die ganze göttliche Mythologie hat auf sie herabgeleuchtet, und es giebt Leute, die sogar behaupten, sie singe schön, wenn sie gar nicht singe. Das ist wenigstens eine aufrichtige Taubheit, die mit den Augen hört, jedenfalls das Unerhörte.

Unsre Theater sind ziemlich thätig, sie sind so rasch mit den neuen Stücken bei der Hand, wie die Nationalversammlung mit ihrer Abstimmung über das Budget. Wer weinen will, der gehe ins *Ambigu comique*, in die *Délassements*

comiques, in die Gaité. Lachen Sie ja nicht, Ihre Seher haben ganz richtig gelesen, wie ich sagte. Und warum nicht, wer wird jetzt noch naiv und bon enfant genug sein, sich an einen Titel zu halten. Die französische Republik hat ihre demokratische Aufgabe sehr gut gelöst, sie hat uns die Vorurtheile der Titel radical ausewirkt. Die weinerlichen Stücke in den genannten drei Theatern sind von Michel Masson und von anderen Menschenkindern. Dem Trauer nicht genügt, der möge ins Gymnase gehen an Tagen, wo das alte Repertoire der Rose Chéri an der Tagesordnung ist, da kann er Lungenfuchten und Nervositäten aller Gattungen auswählen. Jetzt hat die liebenswürdige Schauspielerin eine gesunde Rolle bekommen, die ihr Alfred de Musset zum Geschenke machte, und siehe! die Kritik findet die Rose Chéri krank. Ist das nicht die Tyroler Kropfgeschichte? In den Variétés hat man die Sentimentalität des Gymnase beneidet, und seit die schönen Waden und kurzen Röcke der californischen Vaudeville's keine Minen, und Equivoquen oder vielmehr ganz gegentheilige Apropos keine Goldwerke mehr sein wollen, hat man alle Saule (Pluralis von Saul) ausgeschiedt, um einen sentimentalischen Esel zu suchen. Der Esel war auch diesmal ein König, oder vielmehr der Esel fand einen Diamanten — Mignon. Mir schaudert vor dem Gedanken, dieses reizende Gewebe aus dem Jugendtraume eines Genies von den rohen, gemeinen, successsuchenden Händen der Pariser Boulevards angetastet zu sehen. Gretchen mußte dieser Barbarei bereits zum Opfer fallen, nun kommt die Reihe an Mignon. Mignon im Vaudeville! wahrscheinlich als tugendhafte brustkranke Grisette — das ist curios genug, und ich würde mich schon zufrieden geben, wenn es nur komisch bliebe.

Der neue Saal von Barthélemy wird zu volksthümlichen Concerten und zu grisetten- oder lorettenthümlichen Bällen verwendet. Der Eigenthümer und Erfinder konnte keine andere Unterstützung finden. — Die Regierung und die reichen Künstler kehrten ihm vornehm den Rücken, und nun ist er gezwungen, bei der Rue Notre Dame des Lorettes und bei den Bouquetières auf den Boulevards um das Almosen ihrer kleinen Füße zu betteln. Wenigstens wird der Saal sehr bekannt und die Volksconcerte, die Chéri und Berlioz dirigiren, sind eine gute Neuerung. Weil wir von Neuerungen sprechen, soll auch der genialen Kaffeefiederidee Erwähnung geschehen, den Gästen für jeden Frank Consumtion einen Band Literatur als Prämie ausfolgen zu lassen. Ich finde das sehr ungeschickt; die Schriftsteller sollten vielmehr jedem Leser eine Tasse Kaffee anbieten, das wäre zweckmäßiger. Die drolligen Franzosen! statt ihre Garçons zu bezahlen, bezahlen sie die Gäste. Und wie die armen Garçons nun zu unwillkürlichen Büchersammlern werden müssen! Was kann ich zum Beispiel mit Cassaignac's Brochuren machen, als sie dem Garçon zum Geschenke geben? Diese neue Erfindung wird keinen Beifall hier haben, eben so wenig als eine sehr alte des lieben Herrgotts, nämlich die Chinesen und Chinesinnen als Lockvögel in Paris, trotz ihrer kleinen Füße und großen

Mäuler. Ueber unsre Literatur ein andermal. Für heute noch die Nachricht, daß das Odeontheater auf sein Privilegium, in Frankreich so langweilig sein zu dürfen, als die Verhandlungen über die Flotte in Deutschland, verzichtet hat.

B ü c h e r s c h a u.

Somnolismus und Pſycheismus, oder die Erscheinungen und Geseze des Lebensmagnetismus oder Mesmerismus. Nach eigenen Beobachtungen und Versuchen von Joseph Haddock. Nach dem Englischen von Dr. Merkel. Leipzig, Abel. — Das Buch unterscheidet sich von vielen ähnlichen, die denselben Gegenstand behandeln, dadurch, daß es einen wissenschaftlichen Anstrich hat, und nicht blos sogenannte Erfahrungen zusammenhäuft, sondern sich wenigstens die Mühe giebt, sie an die bekannte Natur der Dinge anzuknüpfen. Daß es krankhafte Zustände des Menschenlebens giebt, in denen Kräfte, die sonst latent bleiben, zur Erscheinung kommen, ist an sich nicht unmöglich, und wird sogar durch verschiedene, aller Welt bekannte medicinische Erfahrungen bestätigt. Allein die Beobachtung solcher anomalen Erscheinungen, die schon darum eine ganz besondere Vorsicht erfordert, weil sie vom Augenblick abhängig sind, und daher nicht immer vor den Augen eines competenten Publicums vor sich gehen können, ist auch darum so bedenklich, weil sie unvermeidlich in der Seele des Kranken, wie in der Seele des Arztes Voraussetzungen erzeugt, durch welche die Klarheit und Unbefangtheit der Beobachtung getrübt wird. Solcher Voraussetzungen hat sich auch der Verfasser dieses Buchs nicht erwehren können, und gleich in der Einleitung werden wir trotz der Ueberzeugung, daß wir es mit einem wissenschaftlich gebildeten Mann zu thun haben, durch einzelne leitende Gesichtspunkte der Beobachtung bedenklich gemacht. Dieses Bedenken wird keineswegs geschwächt, wenn wir nachher auf die Thatfachen übergehen. Im Anfang scheinen sich diese wenigstens noch in einigen Schranken zu halten, obgleich auch hier z. B. die Einwirkung der Phantasie des Arztes auf die Phantasie der Kranken bisweilen schon allen Glauben übersteigt. So überreicht er ihr z. B. ein leeres Glas mit der Angabe, es sei heißer Grog darin, und sie glaubt auch wirklich sich den Mund daran zu verbrennen; dann verwandelt er den Grog in kaltes Wasser, und sie hat die Vorstellung von Zahnschmerz und Erkältung. So weit ist es noch sehr plausibel. Aber nun fängt er an, die Verwandlungen fortzusetzen, ohne daß er ihr darüber eine Mittheilung macht. Wir lassen ihn selber sprechen. „Als ich einmal von einer zahlreichen Versammlung aufgefordert wurde, ein recht besonderes Getränk zu reichen, präsentirte ich ein leeres Glas mit dem stillschweigenden Willen, daß es für Ricinusöl gehalten werden sollte. Kaum hatte die Person das Glas an ihre Lippen gesetzt, als sie dasselbe wegwarf und in tausend Stücke zerbrach, zur nicht geringen Gefahr der Umstehenden, und zugleich mit Entrüstung ausrief: „Pfui, wie schmierig!“ Nach dieser Einleitung können freilich die später berichteten wunderbaren Begebenheiten nicht weiter befremden, und wenn man noch etwas Vertrauen behält, so wird auch dieses aufgehoben durch die fortwährenden Anfälle auf die skeptische Philosophie des Zeitalters, die in der Regel auf den sonderbarsten Mißverständnissen